

# Das Hundertfrankenstück.

Roman von A. Orth.

(19. Fortsetzung.)

„Ja — allerdings —“ sagte er. „Ich war nur der Meinung gewesen, daß Fräulein Hunold einen späteren Zug benötigen würde. — Hat sie — hat sie noch eine besondere Bestellung für mich hinterlassen?“

„Wir hat sie jedenfalls nichts für den Herrn Konful oder für sonst jemand aufgetragen. Aber wenn ich nicht irre, ist sie kurz vor der Abreise noch einmal in das Arbeitszimmer hinaufgegangen. Vielleicht, daß sie da einen Brief hinterlegt hat. Es schien mir, als hätte sie etwas Wichtiges in der Hand.“

„Es ist gut, Frau Lorenz,“ sagte der Konful mechanisch. „Aber ich möchte Sie bitten, Fräulein Hunold's Briefe nicht zu öffnen.“

„Sie macht eben ein paar Besorgungen, und früher als in einer halben Stunde kann sie taum zurück sein. Aber sonst sie kommt, ich werde ich sie natürlich hinauf.“

„Sie zog sich in ihre Klümpchen zurück, trotz der kleinen Enttäuschungen, die ihr Bräutigam's Selbstbeherrschung bereitete, nunmehr unerklärlich überzeugt von der Richtigkeit ihrer Vermutung, daß es sich bei der überführten Abreise der Bekannten um nicht anderes als um eine wirkliche Flucht gehandelt habe.“

Der Konful aber stieg schweren Schrittes in sein Arbeitszimmer hinauf — feiner anderer Empfindung fähig, als der dumpfen, lähmenden Gewissheit, daß erst jetzt seine letzte thörichte Hoffnung kläglich in Trümmern zerfallen war.

Mit dem ersten Blick, den er von der Schwelle aus durch das Zimmer iren sah, gewahrte er den mitten auf der Platte des Schreibtisches liegenden Brief. Aber er zögerte, nach ihm zu greifen, und dann hielt er ihn wohl zwei oder drei Minuten lang in der Hand, ehe er sich zu dem Entschluß aufraffen konnte, ihn zu erheben.

Nun aber lag der zerrissene Umschlag am Boden und die mit den zierlichen Schriftzügen ihrer Hand bedeckten Blätter waren vor ihm auf der Tischplatte ausgebreitet. Als hätte kein neugieriges Menschenauge Zeuge sein des grauamen Schmerzes, den diese bitterste Stunde seines Lebens für ihn in Bereitschaft hatte, ging Bräutigam zu Tisch, um den Brief vorzuführen.

Dann erst begann er zu lesen: „Mein theurer Freund! Noch einmal wage ich es, Dir diesen Namen zu geben, obwohl ich ja weiß, daß ich längst die Berechtigung dazu verlohren habe. Denn ich war nicht das liebenswürdige Geschöpf, das Deine Zuneigung in mir gefasste, und Du hast eine Unwürdige, eine feige, erbärmliche Lügnerin in Deinem Herzen gehegt.“

In diesem Augenblick, wo ich von der tödlichen Angst gepeinigt werde, daß Du zurückkehren könntest, ehe ich Dein Haus für immer verlassen — in dieser Stunde der hoffnungslosen Verzweiflung und des tiefsten Lebensüberdrußes kann ich Dir die Geschichte meines Lebens und meiner Verirrung nicht mit der Ausführlichkeit erzählen, die mir vielleicht eine mildere Beurteilung meiner Schuld gesichert hätte. Ich muß mich vielmehr auf die nackten Thatsachen beschränken, die zu erfahren Du ein Recht hast, und deren Kenntniß Dich für immer von mir scheidet.“

Was ich Dir über meine Herkunft und über meine erste Jugend erzählt habe, war die Wahrheit, denn da gab es nichts, das ich hätte verschweigen müssen. Aber daß ich Dir meine Londoner Schicksale verhehle, das war von dem Augenblick an, wo Du mir Deine Hand anbotest, gleichbedeutend mit dem schändlichen Betrug.“

Als Mädchen hatte ich mich auf das von Dir ausgeschriebene Erzieherinnenexamen gemeldet, und ich hatte es mit gutem Gewissen thun dürfen, denn daß ich vor dem Gesetze eine Frau, eine Wittve war, kümmerte damals am Ende niemand als mich selbst. Ich hatte meinen Mädchennamen wieder angenommen, weil ich ja das Bewußtsein hatte, ihn noch tragen zu dürfen, denn der Mann, der für eine kurze Zeit so verhängnisvoll in mein Leben eingegriffen, war in Wahrheit niemals mein Gatte geworden. Doch Du tannst ja das alles nicht verstehen, wenn ich Dir nicht den Vorgang der Ereignisse erzähle. Ich will mich bemühen, es so kurz als möglich zu thun.“

Meine Tante Dorothea, die sich lebend von der frühverstorbenen Mutter angenommen hatte, beschloß bei unserer Ueberredung nach England ein kleines Vermögen, dessen Zinsen nicht nur für die Unterhaltung unserer Lebensunterhalts, sondern auch für meine Ausbildung zur Klavier- und Gesangslehrerin ausreichten hätten. Weil

in der Gewissheit meines Besitzes hatte er die Unvorsichtigkeit begangen, zu frühe seine Karten aufzudecken und die Illusionen zu zerstreuen, denen ich mich über seine Person und seinen Charakter hingeeben hatte. Er war ein Abenteuerer und er hatte mich geheiratet, weil er in mir ein brauchbares und willfähiges Werkzeug bei der Ausführung seiner schwindelhaften Pläne zu gewinnen hoffte. Voll namenlosen Entsetzens wandte ich ihm den Rücken, fest entschlossen, ihn nie wiederzusehen. Es wurde mir nicht schwer gemacht, diesen Entschluß durchzuführen, denn noch an dem nämlichen Abend wurde er wegen verübter Fälschungen verhaftet. Laß mich hinweggehen über die fürchterliche Zeit, die nun für mich folgte. Man hatte mich in dem Verdacht, seine Mitschuldige gewesen zu sein, und wenig fehlte, daß man auch mich in Gefängnis geworfen hätte. Dies Neuland blieb mir nun freilich erspart, aber es waren der Demüthigungen auch ohne das mehr, als ich ertragen zu können meinte. Ich hatte durch einen Anwalt die Scheidungslage gegen meinen Mann einreichen lassen. Ihre Verhandlung wurde bis zur Entscheidung seines Strafprozesses hinausgeschoben. Dieser Prozeß endete mit seiner Verurteilung zu fünfjährigem Gefängnis. Vier Monate später sollte der Termin stattfinden, von dem ich meine Befreiung erhoffte, aber er wurde niemals abgehalten. Denn vierzehn Tage vorher erhielt ich von der Verwaltung des Gefängnisses die Mitteilung, daß mein Gatte gestorben sei. Nun hielt mich nichts mehr in England zurück. Ich fuhr mit meiner Tante nach Deutschland und versuchte von Berlin aus, wo wir uns in einem billigen Pensionat eingemietet hatten, irgend eine Anstellung als Lehrerin oder Erziehlerin zu erhalten. Das weitere brauche ich Dir nicht zu erzählen. Du gabst meiner Bewerbung den Vorzug, weil Dir, wie Du mir sagtest, mein Brief gefallen hatte, und Dein Haus wurde mir zu einer Heimath, wie ich sie mir für meine schiffbrüchige Existenz kaum mehr hätte erträumen dürfen. Wohl hatte ich mich mit einer Lüge bei Dir eingeführt, aber diese Lüge schien mir verzehlich bis zu der Stunde, wo ich mit meiner Liebe zu Dir bewußt wurde und wo Du selbst mir Deine Zuneigung zu erkennen gabst. Da erst begann meine Schuld, die Du mir nicht vergeben kannst, wie ich selbst sie mir niemals vergeben werde. Gott weiß es, wie oft und wie schwer ich mit dem Entschlusse gekämpft habe, Dir alles zu offenbaren, wie oft ich mich heilig gelobt habe, daß der kommende Tag der letzte Tag der Lüge sein sollte. Aber im entscheidenden Augenblick entfamt mir dann doch immer wieder der Muth. Ich fürchtete: Dich zu verlieren, und diese Furcht lähmte meine Kraft. Denn wenn auch alles andere Lüge gewesen ist, was Du in mir zu sehen geglaubt — meine Liebe zu Dir war keine Lüge. Sie war für mich der Inhalt meines Lebens, sie war mir das Leben selbst geworden. Ihr zu entsagen, schien mir schrecklicher als der Tod. Viel leicht hatte ich bis zu dem Tage, an dem ich meine Tante wieder sah, auf irgend ein Wunder gefaßt, das mir glücklich über die gefährliche Katastrophe hinweghelfen würde, und erst das Entsetzen, mit dem ihre unbestechliche Rechtschaffenheit das Geständniß meiner Unmoralität aufnahm, öffnete mir die Augen für die ganze Größe meines Verschuldens. In der unglückseligen Nacht, die die letzte ihres Lebens sein sollte, starben auch meine Glückshoffnungen dahin. Nur meine Krankheit und die Hilflosigkeit meiner Schwäche konnten mich noch so lange in Deinem Hause zurückhalten. Nun aber tann das Unvermeidliche nicht noch weiter hinausgeschoben werden. Ich muß das Verhängniß, das ich nicht mehr aufzuheben kann, über mich hereinbrechen lassen und muß mich für immer aus Deinem Leben verbannen. Ich versuche nicht um dich zu kümmern, und ich liebe nicht um eine Vergeltung, die Du mir doch immermehr aus vollem Herzen gewähren könntest. Alles, was ich als einen Beweis Deiner Großmuth und Deines Mitleids erblicke, ist, daß Du mich meines Weges ziehen läßt, ohne nach meinem Verbleib zu forschen und ohne Dich jemals wieder um mich zu kümmern. Die Summe, die ich mir in diesen anderthalb Jahren von meinem Gehalt ersparen konnte, reicht vollkommen hin, mich vor Entbehrung zu schützen, bis ich eine andere Thätigkeit gefunden haben werde, die mich ernährt. Du brauchst Dich also keiner Sorge um meine Zukunft hinzugeben. Laß das letzte Wort, das ich auf dieser Erde an Dich richte, ein Wort des innigsten, besthesten Dankes sein für all das Gute und Köstliche, das Deine Liebe mir gewährt hat — und einen inbrünstigen Wunsch für Dein künftiges Glück —“

„Nun, daß ich das Klaffen zum zweiten Male wiederholte, wurde der Konful darauf aufmerksam, daß jemand Einlass begehrte, und er setzte sich daran, daß er die Thür vorhin zugesperrt hatte. Er öffnete

und sah die blonde Lina vor sich stehen. „Mit einem Ansetzeln, das die Kleine in den beängstigten Schreden verlor, erfaßte er ihren Arm und zog sie ins Zimmer herein. „Sie haben Fräulein Hunold vorhin zum Bahnhof begleitet. Hat sie Ihnen noch irgend einen Auftrag für mich erteilt?“

„Nein — gewiß und wahrhaftig nicht, Herr Konful!“

„Aber Sie wissen, wohin sie gereist ist? Versuchen Sie nicht, es in Abrede zu stellen! Sie dürfen jetzt nicht lügen — hören Sie, Sie dürfen nicht! Es ist ein Menschendiesfall, nein, es ist das Schicksal zweier Menschen, das von Ihrer Wahrhaftigkeit abhängt. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen: Haben Sie gehört, wohin Fräulein Hunold sich zu begeben gedachte?“

Ueber das runde Gesicht des Mädchens rollten schon wieder die so leicht zum Fließen gebrachten Thränen. „Ach du mein lieber Himmel — wenn ich bloß wüßte, warum die Menschen gerade mich so quälen! Ich habe doch dem Fräulein heilig versprochen, daß ich es keinem Menschen sagen werde. Was soll ich denn nun bloß thun?“

„Die Wahrheit sollen Sie sagen — die laute Wahrheit. Als Fräulein Hunold Ihnen Schwestern auflegte, war sie in einem Irrthum, sie hatte da noch keine Kenntniß von Dingen, die sich inzwischen ereignet haben, und die ihr auf der Stelle mitgeteilt werden müssen. Wenn Sie es gut mit mir meinen, müssen Sie ihr zuliebe das gegebene Versprechen brechen. — Mein Gott, Sie sehen doch, wie viel mir daran liegt.“

Die blonde Lina arbeitete wie verzweifelt mit dem Schürzenzipfel in ihrem roten Gesicht herum. Der Seelenkampf, den sie in diesem Widerstreit der Pflichten zu bestehen hatte, war offenbar einer der schwersten ihres Lebens. Da aber Brünnung nicht müde wurde, in den dringendsten Worten auf sie einzufressen, siegte der Respekt vor dem Dienstherrn endlich über die zur Verschwiegenheit mahnende Stimme ihres Gewissens. „Aber ich weiß doch auch weiter nichts, als daß sie nach Berlin gefahren ist“, brachte sie nach vielem Schluchzen heraus. „Ich hatte sie gebeten, mir ihre Adresse zu sagen, damit ich an sie schreiben könnte, weil ich das Fräulein doch immer so gern gehabt hatte — und weil ich doch eigentlich bloß ihre wegen so lange in diesem unheimlichen Haus geblieben bin — und weil es schändlich ist, ein armes Mädchen so zu quälen, die kein Mensch nichts gethan hat — und weil —“

„Aber so fangen Sie doch um des Himmels willen nicht an zu weinen! Es kommt ja weder mir noch sonst jemand in den Sinn, Sie zu quälen. — Fräulein Hunold hat Ihnen also ihre Berliner Adresse nicht mitgeteilt?“

„Sie wußte ja selber noch nicht, wo sie hingehen sollte. Und die Hand hat sie mir gegeben und geweint hat sie — und —“

„Hat sie Ihnen denn nicht wenigstens eine Andeutung gemacht, irgend einen kleinen Fingerzeig gegeben, wie man es anfangen könnte, ihren Aufenthalt zu ermitteln?“

„Weiter hat sie nichts gesagt — ich kann es hoch und heilig beschwören, Herr Konful!“

„Es ist gut — Sie können gehen! — Doch halt, warten Sie noch einen Augenblick!“

Er stand schon wieder am Schreibtisch und blätterte mit bebenden Fingern in dem Kurzbuch, das er hastig aufgerissen hatte. Dann lehnte er sich auf's neue dem Mädchen zu. „In vierzig Minuten geht der nächste Schnellzug nach Berlin. Sorgen Sie, daß in einer halben Stunde eine Droschke vor der Gartenthür finde!“

In dem niedrigen Gastzimmer des Weibierstellers ging es sehr laut und lustig zu. Die aus Tabakqualm, Küchengerüchen und dem schalen Duft der Bierstube gemischte, durch die ängstlich geschlossenen Fenster sorgsam festgehaltene Atmosphäre mochte den Stammgästen des gemächlich von Tisch zu Tisch wandelnden, gutmüthig dreinschauenden Vater Gottlieb sehr als die rechte Lebenslust erscheinen, denn sie rüttelten sich so bedächtig auf ihren harten hölzernen Stühlen, als wären alle irdischen Sorgen und Kummernisse ganz und gar von ihnen abgethan.

Und doch war es auf den hageren, blaffen Gesichtern dieser Männer deutlich zu lesen, daß ihnen das Schicksal eine reichliche Menge solcher Sorgen und Kummernisse zugemessen. Vater Gottlieb's Stammpublikum rekrutirte sich fast ausschließlich aus den Bewohnern des Hauses, einer jener gemäßigten Mittelstufen, deren der Berliner Norden schier unzählige aufzuweisen hat, und die vom Keller bis zum Dachstuhl hinauf vollgepackt sind mit Hunderten von Parteien, Kriemleibern und Schlafgängern. Es ist entsetzlich viel Ar-

muth und Elend in diesen riesengroßen Karawanenkarawanen, aber es geht darin bei weitem nicht immer so wüth und schlimm zu, als sich's die Phantasie des im gemächlichen Leberflus dahinlebenden Bürgers auszumalen liebt. Der Besitzer des Hauses in der Müllerstraße, darin Vater Gottlieb nun schon seit siebzehn Jahren seine gastliche Thätigkeit ausübte, hatte alle Zeit darauf gehalten, daß Laster und Verbrechen sich unter seinem Dache keine Schlupfwinkel einrichten durften. Was hier Untertunft gefunden, gehörte in der Mehrheit dem ehrlichen Arbeiterstande an, und wenn's auch von Untermietern und Schlafbürgern ein und aus schwirte wie in einem Bienenkorb, so geschah's doch nicht allzuoft, daß die Polizei darunter einen liebevoll gesuchten alten Bekannten erwischte.

An Nachforschungen in dieser Hinsicht fehlte es freilich nicht. Der blaue Schutzmännchen tauchte beinahe täglich auf einem der von lärmenden Kinderschaaren erfüllten drei Höfe auf, und die Kriminalbeamten des Reviers waren den Hausbewohnern ebenso bekannte Erscheinungen wie der Steuerbeamte und der Gerichtsdiener.

Und sie erkreuzten sich ungefähr der nämlichen Beliebtheit, wie diese nützlichen Organe der öffentlichen Ordnung. Ob sie ihr mühseliges, freudenarmes Leben mit unschuldsvielem oder mit nicht ganz flegellosem Gewissen durchwandern mochten, in ihrer tief eingewurzelt, unüberwindlichen Abneigung gegen die Polizei sind die Stiefkinder des Glückes doch alle eines Sinnes, und der Schutzmännchen, der bei seinen Nachforschungen auf ihr wohlwollendes Entgegenkommen rechnen wollte, würde der Thörichtheit seiner Illusionen sehr bald in schmerzlicher Enttäuschung bewußt werden.

Das hatte auch der uniformirte Polizeibeamte erfahren müssen, der vor einer Viertelstunde Vater Gottlieb's Gastzimmer einen Besuch abgestattet hatte, um sich nach einem wegen schwerer Körperverletzung gesuchten jungen Manne zu erkundigen. Da, wo man seinen Fragen nur ein eifriges Schweigen entgegen gesetzt hatte, war er noch am glimpflichsten fortgekommen, zumeist aber hatte er allerlei mehr oder weniger anzügliche Bemerkungen einfallen lassen, gegen deren scharfe Spigen nur eine in langer dienstlicher Erfahrung mühsam anerzogene Schwerhörigkeit die bedauerlichen Diener der allgemeinen Sicherheit hinlänglich zu wappnen vermag.

Nun war er gegangen — unverrichteter Dinge natürlich; aber die unumthige Erregung, die sein Erscheinen hervorgerufen hatte, klang noch in den Gesprächen nach, die an den verschiedenen Tischen geführt wurden.

„Ich kenne den Menschen nicht, nach dem er gefragt hat“, sagte ein grauhäutiger Mann in Arbeiterkleidung zu seinem Nachbar. „Aber wenn ich was von ihm gewußt hätte, dem Blauen hat' ich's gewiß nicht auf die Nase gebunden. Sie sollen die Augen aufmachen und sollen zur rechten Zeit bei der Hand sein, aber sie sollen nicht verlangen, daß unferne für sie den Spizel macht. Weiß man doch nie, ob man mit solcher Angeberei nicht einen armen Teufel ans Messer liefern würde, der sich vielleicht bloß zu einem rechtshafteren Mann seiner Haut gewehrt hat.“

Der Angeredete nickte zustimmend. Er war eine neue Erscheinung hier im Keller, und weil er mit einer Art von schätzbarem Eleganz gekleidet war, hatte man ihn anfangs mit einigem Mißtrauen betrachtet. Aber es war ihm bald gelungen, es zu verdeutlichen, nachdem er seiner Umgebung erzählt hatte, daß er ein Stellungloser Kaufmann sei, der sich jetzt als Stadtreisender für Delbrückbilder durchzuschlagen suche. Daß das ein mühseliges und schlechtes Geschäft sei, wußten sie alle, und darum betrachteten sie ihn trotz seines schwarzen, spickig glänzenden Rockes als übergleichlichen. Er war gesten zu einem im zweiten Hintergebäude wohnhaften Flischhändler in Schlafstelle gezogen, aber er hielt sich während eines großen Theiles des Tages

in Vater Gottlieb's gemüthlichem Gastzimmer auf, wo er bescheiden und manisch, mehr zuhörend als schwägend, hinter seinem Weißbierglas saß. „Ja“, sagte er, „Sie haben ganz recht. Die von der Polizei brauchen nicht alles zu wissen. Ich hab' immer mein Vergnügen daran, wenn ich in der Zeitung lese, wie oft sie sich blamiren. Die Geschichte mit der Kiste, die mir mein Logiswirth erzählt hat, hat mir unbändigen Spaß gemacht.“

„Was für 'ne Kistengeschichte?“ fragte einer vom anderen Ende. Der Stadtreisende gab artig zu: „Sie wohnen wohl nicht hier im Hause, da Sie nichts davon gehört haben? Die Polizisten sollen ja ein paar Tage lang überall herumgeschmüffelt haben, um den Eigenhümer rauszubringen.“

„Ach so!“ sagte der Grauhäutige. „Ja, bei mir haben sie auch nachgefragt. Aber was war es denn eigentlich? Es soll ein Mensch in der Kiste gewesen sein, ein Einbrecher, sagte der Kriminalkommissar, oder vielleicht sogar 'n Mörder?“

Da mischte sich vom Nebentisch herüber ein Gast im Arbeitsanuge eines Maurers in die Unterhaltung, indem er dem Alten laut aufschauend zurief: „Haste am Ende auch an den Quatsch jeßtoobt, Wehmer? Ich hab' mir ja buidlich jelaßt, wir mir die Kerls mit die Mordjeschichte gekommen sin, bloß weil sie dachten, sie würden mir damit zum Neben bringen. Der Ristendings hat nämlich seit 'ne Ewigkeit in mein'n Bodenverchlag jestaan. Un nu soll' id' durchaus sagen, wenn se jehört hätte. Natierlich hab' id' mir dumm jeßtoelt wie 'n Trampelpfich. Keine blaße Ahnung, sag' id', um mache so 'n Jeshick, bet der Wachtmeister meent: „Ra, man kann et Sie ja ansehen, bet Se nicht nich wissen.“ — Et war 'n Feez zum Stabolschießen.“

Alles lachte, am lautesten und herzlichsten aber lachte der Stadtreisende. „Famos! Das haben Sie wirklich gemacht! Die können lange herumfragen, ehe sie was herausbringen. Ja, wenn sie noch eine Belohnung ausgeföhrt hätten — aber so, für nichts und wieder nichts — da müßte man ja ein Narr sein!“

Der Maurer drehte sich nach ihm um und maß ihn mit einem nicht allzu freundlichen Blick. „Sind Sie einer von die Sorte? Also for Jeld hann man nach Ihre Meinung zum halunken werden? Pui! Deibel! Der Schatzler is mir heute noch sechs Mark um vier Troschen schuldig. Aber ehe bet id' jesaht hätte, bet ihn die Krüe jehört, eher hätt' id' mir die Zunge abgebißten.“

„Hat Amerika bis jetzt eine eigene Literatur hervorgebracht?“ fragte ein Bostoner Blatt. Gewiß! Erst kürzlich ist ja eine Lebensgeschichte der Massenmörderin Gunney erschienen.

Großes Aufsehen erregte das Nichterscheinen des deutschen Kaisers beim Gabelstühlerfest des Provinzial-Landtags in Frankfurt. Vielleicht ist der deutsche Kaiser dem Frühstück ferngeblieben, weil er keinen Appetit hatte.

In fünfzehn Millionen Jahren wird der Wasservorrat der Erde, nach den Berechnungen des Professors Lowell, erschöpft sein. Da wird es wohl bald Zeit, an einen passenden Ersatz zu denken.

Man streitet sich in gewissen Kreisen darüber, ob der „Hohadel“ von New York auf 300 oder 400 Angehörige beschränkt werden soll. Ob 3 oder 4, die Kullen sind ja doch die Hauptrolle eines großen Theiles des Tages



„Mutter: „Ruh, Ruhe, du freust dich wohl sehr über die Bilder?“ Gretchen: „Rein, Mutter, der thut bloß so, und wenn du in's Buch siehst, rümmst er sich Jüdet aus der Dose.“